Vierteljahrsschrift

für

wissenschaftliche Philosophie

unter Mitwirkung von

Max Heinze und **Wilhelm Wundt**

herausgegeben

von

Richard Avenarius.

Fünfzehnter Jahrgang.

Leipzig.
O. R. Reisland.
1891.

Der sogenannte naive Realismus.

Der Philosoph und der Physiolog, die sich bemühen, ihre Ueberzeugung von der Subjectivität der Sinneseindrücke populär zu machen, stossen auf den starken Widerstand einer von Kind auf festgewurzelten Sicherheit, die zur Bildung des Begriffs des naiven Realismus Anlass gegeben hat, als gleichsam des erkenntnisstheoretischen Standpunkts derjenigen, welche solchen Widerstand leisten. Bei Kindern vermuthet man natürlich diesen Standpunkt am reinsten und unbeirrtesten, demnächst bei solchen Erwachsenen, welchen man nicht zuzutrauen wagt, dass sie über dergleichen Dinge je anders urtheilen gelernt haben als Kinder. Beschreibungen und Definitionen des naiven Realismus bewegen sich in der Regel in den allgemeinsten Ausdrücken, und es erscheint als ganz selbstverständlich, dass er in einer als zweifellos vorausgesetzten, deshalb nicht weiter begründeten Zusammenwerfung des Wahrnehmungsbildes mit dem aussersubjectiv existirenden Dinge, in der Nichtunterscheidung von Subject und Object, von Erscheinung und Dingansich, gefunden werden muss. Kein Erkenntnisstheoretiker will und kann zu diesem Standpunkte zurückkehren; denn selbst die äusserste Vereinerleiung von Bild und Sache würde für ihn, da er Theoretiker dieses Standpunkts sein würde, nicht mehr naiv sein. Aber es gibt bekanntlich einen mehrfach vertretenen, in Theorie verwandelten transscendentalen Realismus, der mit vollem Bewusstsein und mit Widerlegung der Gegengründe dem Inhalte nach mehr oder minder zu der Ansicht zurückkehren

und Andere zu ihr zurückbringen will, die jener kindliche Realismus angeblich mit Naivität vertritt.

Es ist mir aufgefallen, dass dabei das wirkliche Vorhandensein des in der angegebenen Weise aufgefassten naiven Realismus als der Untersuchung und des Beweises unbedürftig vorausgesetzt wird; die Annahme, dass es ihn gebe, tritt als Dogma auf. Oft ist mir, dem entgegen, die Frage aufgestiegen: „Sprichst du von einem, der da lebet?"

In einer ideellen schematischen Uebersicht construiren und registriren darf man natürlich jede Ansicht, die man irgend sich zu denken vermag, auch die unsinnigste, auch die nirgends vorkommt, nirgends vorkommen kann. Will ich nur alle combinatorischen Möglichkeiten überschlagen, so werde ich sagen: entweder man hält die Wahrnehmungsinhalte für die aussersubjectiven Existenzen ohne Weiteres selbst, oder man verneint jede Beziehung derselben auf solche Existenzen, oder man nimmt irgend einen vermittelnden Standpunkt ein. Niemand kann mir wehren, den ersten dieser rubricirten Lösungsversuche des Problems den des extremsten transscendentalen Realismus zu nennen, und nun wieder innerhalb desselben drei combinatorische Möglichkeiten unterzubringen, nämlich entweder, dass man naiver Weise den Inhalt dieser Ansicht für richtig nimmt, ohne zu wissen, dass man dies thut, geschweige wie man es etwa begründen könnte, oder, dass man jene Ansicht in bewusster Reflection besitzt und vertritt, oder endlich, dass man irgendwo im Uebergange zwischen diesen beiden Stellungen sich befindet. Eine ganz andere Frage ist aber die, ob es in solchem Sinne naiven Realismus wirklich gibt oder gegeben hat, ob er wirklich der Standpunkt des vorreflectorischen und vorwissenschaftlichen Bewusstseins ist. Ich muss bekennen, dies ist mir ohne sehr wesentliche und weitgehende Einschränkungen im höchsten Maasse zweifelhaft, und zwar sogar für die Thiere, nicht nur für menschliche Kinder und kindliche Menschen.

Die Untersuchung kann von zwei verschiedenen Seiten her angegriffen werden: entweder von Seiten des mit „Naivität" bezeichneten Bewusstseinszustandes oder von Seiten der ver-

meintlichen Deckung von Bild und Sache. Auf alle Fälle muss die Untersuchung von dem einen Ende bis zum andern durchdringen. Wir wählen die hier zuerst genannte Reihenfolge der Betrachtung, wollen aber nicht in Frage ziehen, ob es die „naiv" zu nennenden Bewusstseinszustände wirklich gibt — was ein ganz anderes Thema wäre —, sondern nur, ob und wieweit, wenn es sie gäbe, ein naiver Realismus aus ihnen erstehen müsste oder auch nur könnte.

Gehen wir von einer vollständigen Bewusstlosigkeit aus, als dem Grenzfalle, so wäre bei solcher natürlich nur in sehr uneigentlichem Sinne davon zu sprechen, dass das Wesen, Thier oder Mensch, einen erkenntnisstheoretischen Standpunkt einnehme, eine gewisse Lösung des Erkenntnissproblems vertrete. Man könnte höchstens so weit gehen, anzunehmen, dass der Gedankengehalt des fraglichen Standpunkts als reiner Inhalt, ohne gedacht zu sein, dem Wesen als eine treibende Macht einwohne, welche ihm ein bestimmtes Verhalten und Benehmen aufnöthigt. Zeigte sich dieses Verhalten und Benehmen von solcher Art, dass es unverkennbar die Behandlung der Wahrnehmungsbilder als fremder Existenzen und aussersubjectiver Objecte einschliesst, so könnte man hier von dem naivsten transscendentalen Realismus sprechen, der denkbar wäre; er stäke im Wesen, ohne irgend zu seiner „Ansicht" im Sinne bewusster Ausgestaltung geworden zu sein, als ein Theil seiner ihm angeschaffenen, angeerbten oder irgendwie sonst zugekommenen Beschaffenheit. Ich möchte wissen, welche Kundgebungen oder Handlungsweisen der Thiere und Kinder man für eine solche Auffassung in's Feld zu führen hätte. Das Kind läuft nach dem Regenbogen, greift nach dem Monde im Wasser, tritt durch den Spiegel, um in das in ihm abgespiegelte Zimmer zu gelangen; Aehnliches thut ein unerfahrener Hund; beide ferner gehen Gerüchen, Geräuschen, Wärmeempfindungen nach, um sich den Quellen derselben anzunähern, kratzen sich, wo sie ein juckendes Gefühl haben, — Affen u. A. suchen dort sorgfältig nach Insecten. Wo liegt in allen solchen Thatsachen der Beleg für eine Verwechselung des subjectiven Bildes

mit einem Dinge der Aussenwelt, für eine Behandlung des ersteren, als wäre es das letztere? Freilich, Regenbogen, Mond, gespiegeltes Zimmer existiren nicht in der Weise, wie Kind und Hund voraussetzen. Aber angenommen, wie wir hier annehmen, es wirke ein völlig unbewusster Gedankeninhalt aus Kind und Thier heraus, wer sagt uns denn, oder was sagt uns denn, dass in diesem Inhalte das Bild selbst für das existirende Ding der Aussenwelt gelte, auf welches hin die Hände und Füsse des Wesens bewegt wurden, das Regenbogenbild für den an dessen Orte gesuchten Gegenstand, die glänzende Kreisfläche für den Mond, das Spiegelbild für ein Zimmer? Wenn es überhaupt möglich sein soll, dass ein anerschaffener oder angeerbter Gedankeninhalt unbewusst in dem Wesen wirksam ist, so ist aus dem Benehmen des Wesens nicht zu erschliessen, dass dieser Gedankeninhalt keine Unterscheidung zwischen Bild und Sache in sich schliesst; gar wohl könnte dieser Gedankeninhalt ein solcher sein, welchen ein bewusstes und redendes Denken in die Worte kleiden würde: da ist Etwas am Himmel, im Wasser, in einem Raume im Innern der Spiegelwand, was ich mir holen oder wohin ich gehen möchte —, ohne dass im Geringsten der Gedanke dabei mitwirkte, dieses Etwas bewirke nicht nur Glanz und Bild, sondern sei selbst Glanz und Bild. Ja es könnte ganz wohl der richtige Gedankeninhalt unbewusst wirken, angeboren oder angeerbt sein, Glanz und Bild seien nur Boten jenes dunkeln Etwas, das man sich wegen dieser seiner schönen und erfreulichen Art, sich kundzugeben, zu verschaffen oder näher zu betrachten suchen möchte. Warum nicht? In der That, es scheint sehr entschieden so zu sein bei Geruch, Geschmack, Klang, Wärme und Gefühl; ich kann mir schlechterdings nicht einreden, dass der Affe sein Stichgefühl für die Laus und die Laus für sein Stichgefühl halte — allerunbewusstest zunächst, aber bewusst noch viel weniger —, wenn er sie mit den Pfoten sucht und wenn er die glücklich ergriffene frisst. Doch davon nachher.

Wir verlassen den fingirten unbewusstesten Zustand und suchen den Begriff der „Naivität" auf andre Weisen festzuhalten,

die das Licht des Bewusstseins bereits in einem gewissen Grade in die dunkle Kammer des Innenlebens eintreten lassen.

Wenn Verhalten und Benehmen des Wesens in seiner unmittelbarsten Reaction auf sinnliche Wahrnehmungen uns mindestens ohne Anhalt liessen, um auf Verwechselung dieser Wahrnehmungen mit äusseren Existenzen zu schliessen, so kann demnächst in der mehr mittelbaren Reactionsweise ein solcher Anhalt gesucht werden, die sich in Worten darstellt. Das Analogon dazu in thierischen Verlautbarungen oder in Geberden und Gesten kann nicht in Betracht kommen, da im Verhältniss zu jenen ersten Reactionsformen darin nichts Neues auftritt. Worte aber, deren Bedeutung wir kennen, bringen etwas Neues insofern hinzu, als diese uns bekannte Bedeutung den zweifellosen Hinweis enthalten kann auf äussere Dinge, in Fällen, wo doch in Wahrheit nur ein Wahrnehmungsbild der das sprechende Wesen beschäftigende Gegenstand zu sein scheint. Das Kind und ebenso der auf der Kindesstufe in diesem Betracht stehen gebliebene Erwachsene sagt, wie jeder Andere freilich auch, im Besitze des Sehbildes eines Baumes: ich sehe einen Baum, dies ist ein Baum; während des gefühlten Umfassens einer rauhen Pfirsiche, auch bei geschlossenen Augen oder im Finstern: ich fühle eine Pfirsiche; in der Nähe der Kirche während des Gottesdienstes: ich höre die Orgel, ich höre die Leute singen. Diese Worte verstehen wir Andern, im reflectirenden Bewusstsein Geübten, allerdings als Hindeutungen auf aussersubjectives Dasein, als Bekundungen eines Wissens von solchem Dasein. Knüpfen nun dieselben Worte dieses Wissen unverkennbar ohne Weiteres an eine sinnliche Wahrnehmung, so liegt die Annahme nahe, dass der Sprechende glaube, der Wahrnehmungsinhalt selbst sei das gemeinte Ding, das Wahrnehmen sei ohne Weiteres der Weg oder die einzige Quelle für die Erlangung jenes Wissens. Zu dieser Annahme wäre aber doch nur genügender Grund, wenn die in Frage kommenden sprachlichen Bezeichnungen aus der Seele des Sprechenden selbst, ohne Einwirkung von Wesen einer vorgeschrittenern Erkenntnissclasse, und zwar in der Absicht,

buchstäblich den wahren Sachverhalt damit zu verlautbaren, hervorgebracht wären. Wenn ein homo ferus, am besten ein solcher im frühesten Kindesalter, wo wir ihm nicht die geringste spontane Entwickelung von reflexionsartigen innern Functionen zutrauen mögen, an ein rauhes Gefühl in der Hand den Satz „dies ist eine Pfirsiche" knüpfte und zweifellos dabei unter dem „dies" ein äusseres Object, Namens Pfirsiche, und doch zugleich unter demselben „dies" sein rauhes Hautgefühl — ohne zu wissen natürlich, dass es ein Hautgefühl ist — verstände, freilich dann wäre sein naiver Realismus sicher. Aber niemals hat homo ferus sich derartig sprachlich geäussert; und wenn er es einmal thäte, so hätten wir immer noch keine Ahnung davon, welche Voraussetzungen in seinem Innern dazu erforderlich waren und vor der Aeusserung sich erfüllt hatten, es sei denn, wir leihen ihm unser Verständniss der Worte. Gerade aber dies Letztere soll ja ausgeschlossen sein; er soll ja den Unterschied zwischen sinnlicher Erscheinung und Sache nicht kennen, von dem wir Andern, die wir nicht in gleichem Maasse Realisten sind, uns überzeugt halten. Was in aller Welt kann uns veranlassen, dies anzunehmen, wenn ferus wirklich die sprachlichen Sätze bildet, die den uns bekannten Sinn haben? Vielleicht wieder Handlungen, z. B. dass er gleichzeitig die Pfirsiche verzehrt, also mit ihr als mit einem fremden Objecte verfährt. Sprechen wir ihm dabei noch jede Spur eines bewussten Gedankenlaufes ab, so kehren wir zu unsrer ersten, abgethanen Betrachtung zurück. Der naive Realismus würde dann darin bestehen sollen, dass die Handlungen des ferus mit dem Besitze eines unbewussten Gedankeninhalts zusammenhängen, der die Sache im Bilde selbst erkennt, und der nun auch ausser den eigentlichen Handlungen Sprachlaute hervortreibt, welche denselben Irrthum anzeigen. Warum, fragen wir von Neuem, soll der durch den Weltlauf irgendwie in dem Thiermenschen entstandene unbewusste Gedankenlauf gerade ein falscher sein, zumal er ihn mit denselben Worten verlautbart — nach der hier eingestellten Fiction —, die uns Andern zur Bezeichnung des richtigen Sachverhalts dienen? Wir unserer-

seits meinen doch nicht, wenn wir sagen „dies ist eine Pfirsiche", mit dem „dies" unser Hautgefühl, auch nicht unser Sehbild. Der andre Fall wäre, dass doch schon ein gewisses bewusstes Gedankenleben in dem Wildlinge die Meinung erzeugt hätte, das sinnliche Bewusstseinsphänomen sei selbst ein äusseres Ding. Freilich, einem Wildlinge kann man jede Dummheit zutrauen. Immerhin seltsam, dass seine Sprache sich dabei zu solcher syntaktischer Feinheit entwickeln konnte und zu solchen Worten mit abstractester und allgemeinster Bedeutung, wie „dies" und „ist", so dass wir ihm den Begriff von Aussendingen überhaupt zutrauen dürften, wenn er sie auch ohne Weiteres im Inhalte seiner Sinnesempfindungen fände. Doch lassen wir die Fictionen. Was auf dieser Wildlingsstufe erfahrungsmässig vorkommt, ist nur Thiersprache und Kindergeschrei, worin alle Kennzeichen der Verlautbarung des Wissens von einer Aussenwelt fehlen, also auch die der Verwechselung dieser mit Empfindungsinhalten.

Halten wir uns an Kinder, die bereits unsre Erwachsenensprache reden, so dürfen wir nicht vergessen, dass wir sie ihnen erst beigebracht haben, und zwar, ohne sie darüber zu belehren, was die Worte eigentlich und was sie nur scheinbar sagen, ohne sie auf die Abkürzungen aufmerksam zu machen, deren die Sprache aus rein praktischen Gründen voll ist. „Das ist die Mamma", sagen wir, wenn dem Kinde die Mutter in Sicht kommt oder auch das Bild der Mutter im Spiegel erscheint. „Du hast eine Pfirsiche in der Hand", sagen wir dem blinden oder im Finstern befindlichen Kinde, wenn es durch die uns bekannte Frucht das rauhe Gefühl erlebt. Es ist kein Wunder, wenn daraus Missverständnisse entstehen. Zuvörderst dieses, dass dem Empfindungserlebniss selbst ein gewisser sprachlicher Name entspreche. Sodann könnte irgendwie ein Gedankenprocess im Innern des Kindes durchbrechen, oder auch früher könnte man einen solchen schon als vorhanden setzen, wenn immerhin als unbewusst, der das Dasein äusserer Existenzen mit Ueberzeugung bejahte und die Hindeutung auf diese aus den Worten „dies ist" u. dgl. heraus-

verstände. Da wäre nun etwa das Missverständniss unvermeidlich, das Sehbild im Spiegel das eine Mal, das Sehbild ausserhalb des Spiegels ein anderes Mal, seien selbst äussere Existenzen; denn man sagte ja dem Kinde: dies ist das und das. Derselbe Process, in den Anfang geschichtlicher Menschenentwickelung verlegt, hätte ebenso, wahrscheinlich erst in Erwachsenen, zur Annahme äusserer Dinge, dann zu sprachlicher Bezeichnung solchen Daseins und gleichzeitig ebenfalls zu dem Missverständnisse geführt, die Empfindungsinhalte seien diese Existenzen selbst. Auch heute noch soll es Erwachsene geben, die hierüber nicht weggekommen sind, dann natürlich deren Kinder erst recht nicht. Und doch fanden wir schon bei den Thieren unwahrscheinlich, dass sie etwa Hautgefühle zu fressen glauben, wenn sie überhaupt Etwas glauben, und so finden wir noch unwahrscheinlicher, dass blinde Kinder, soweit sie überhaupt irgend Etwas glauben, ihre Rauhgefühle als Pfirsichen zu essen wähnen, ebenso, dass sehende Kinder unbewusst oder bewusst in der Meinung stehen, das Pfirsichbild mitsammt dem Rauhgefühl und dem Wohlschmack werde von ihnen gekaut. So sind wir auch hier an den Punkt gelangt, wo wir zu sagen haben: davon weiter unten.

Die sprachlichen Aeusserungen führen uns dadurch auf eine über die völlige Unbewusstheit erhobene Stufe, dass Urtheile darin niedergelegt sind, die sich vom praktischen Lebensprocesse und seinen Zwecken soweit loslösen, um zu ihrer Verkörperung ein besonderes Mittel, eben das der Sprache, ergreifen zu können. Dagegen stehen die äusserlicheren Reactionsweisen, des Handelns, des Schreiens, des Schmerz- und Lustgefühls, unmittelbar mitten drin im praktischen Lebensprocesse selbst, gehören ihm direct an. Das Kind bringt durch die Worte „hier kommt Mamma“ ein Urtheil, rein als solches, zu einer diesem eigenthümlichen Verwirklichung. Mag dieser Hergang etwa auch im Traume sich unbewusst vollziehen; da das Kind im Wachen von diesem Hergange weiss und sich seiner erinnert, ihn wiedererzählt, unter Umständen corrigirt, wenn es sich geirrt hatte; da es die gebrauchten Worte versteht, also keines-

wegs nur der Wortlaute als blosser Schallerscheinungen sich bemächtigt: so dürfen wir hier nicht an einer gewissen Bewusstheit zweifeln. Gelegenheit zu einer irrigen Auffassung der Objecte, wie sie einem Anfängerbewusstsein entspricht, ist also sicher hier vorhanden; es fragt sich nur, wie weit diese reiche und ob sie dem Begriffe des naiven Realismus entspreche. Lassen wir jetzt das Bewusstsein noch heller werden, so würde als nächstes Stadium dies hervorzuheben sein, wenn das Kind die Frage verstehen und sich selbst vorlegen gelernt hat, ob denn das Bild in Wahrheit die Sache selbst sei oder nicht. Nach der Annahme, die wir hier prüfen, müsste das Kind und der kindliche Erwachsene unterschiedslos in allen Fällen zunächst diese Frage bejahen. Das wäre der erst deutlich hervortretende, constatirbare naive Realismus, — trotz aller Bewusstheit noch immer naiv, sofern er sich nicht seiner Gründe, sondern nur seiner instinctiven Antwort als instinctiver bewusst ist. Endlich wäre die Sphäre des vollen Bewusstseinslichtes erstiegen, wenn sich die naiv realistische Beantwortung jener Frage mit Gründen vertheidigte, zuerst tastend, improvisatorisch, zuletzt bei vollster Ausbildung mit Kenntniss aller Gegengründe, aller Widerlegungsversuche, welche diesen gewidmet worden sind und werden können, mit bewusst durchdrungenem Besitze des ganzen philosophischen, physiologischen und physikalischen Apparats. Natürlich verliert sich in dieser Sphäre, gemäss der Annäherung an dieses letzte Ende, immer mehr jede Spur von Naivität, der Realismus wird zur wissenschaftlich durchgearbeiteten Hypothese.

Von diesen letztgedachten zwei Stadien gehört also nur das erste und eine gewisse Anfangsstufe des zweiten hierher. In den Bewusstseinszuständen, welche diesen Entwickelungsphasen eigen sind, liegt Nichts, was von vornherein die Möglichkeit oder auch die Wahrscheinlichkeit des Vorkommens realistischer Erkenntnissansichten der fraglichen Art ausschlösse. Im Gegentheil, hier, wenn irgendwo, wäre der Ort dazu; denn das unter dem Banne sinnlicher Naturgewalten die ersten ungeschickten Flügelschläge und Sprünge wagende reflectirende

Bewusstsein ist der fruchtbare Boden der wunderlichsten Irrthümer, vor Allem derjenigen, die von der Uebermacht des Sinnlichen herrühren.

Bis hierher haben wir die Bewusstseinszustände aufgesucht, von welchen die Rede sein könnte, wenn es sich um „naiven" Realismus handelt, und haben uns gefragt, wieweit im Wesen dieser Bewusstseinszustände Etwas liegt, das dem Vorkommen des naiven Realismus Vorschub leistet oder nicht, ihn unmöglich, möglich oder etwa wahrscheinlich machen könnte. Jetzt ist übrig, den Inhalt der sinnlich-realistischen Erkenntnissansicht direct in's Auge zu fassen, um von seiner Seite her sein Vorkommen in jenen Bewusstseinszuständen auf Wirklichkeit, Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit zu prüfen.

Hierbei scheint mir meist der ganz gewaltige Unterschied vernachlässigt zu werden, den die verschiedenen Sinnesgebiete in dieser Beziehung begründen. Gehen wir im Gesammtbereiche der sinnlichen Erscheinung von unten nach oben, im Sinne der Scala wachsender Objectivität, so ist an der untersten Grenze jeder naive, wie nicht-naive transscendentale Realismus doch wohl unfraglich ein Ding der Unmöglichkeit. An dieser Grenze stehen die sogenannten Gemeingefühle, Organ- und Innervationsempfindungen. LOTZE pflegt scherzhaft, um die realistische Auffassung des Sinnlichen auch in höheren Sinnesgebieten als absurd zu geisseln, von einem Zahnschmerz zu reden, den Niemand hat; er wählt dieses Beispiel aus der Region der Gemeingefühle, sicher, dass kein gesundes Hirn je den Gedanken brauen werde, die Schmerzempfindung sei ein für sich existirendes Ding, wie der Zahn selbst oder wie die Plombe, die ihn füllt. Bewusst denkt sicher Niemand so, aber „naiv" sollte diese Auffassung vorkommen? Gehen wir die Reihe der betrachteten Bewusstseinsstufen abwärts, so würde zuerst jene naive Bewusstheit in Betracht kommen, die nicht ihrer Gründe, nur ihres behaupteten Standpunkts bewusst ist, oder etwa schon einigermaassen, durch Einreden verblüfft, nach Gründen umhertastet. Entstanden wäre hier die Ansicht ohne Gründe; aber woher dann? Doch wohl durch Ursachen, die

irgendwie in der Sache lägen. Nun ist aber die Sache, z. B. der Schmerz, hier so sehr nur als Zustand, als mehr oder minder allgemeiner Lebenszustand des Subjects empfunden, dass sogar häufig die Localisirung schwer ist, fehl schlägt, oder kaum versucht wird, fast immer sehr im Ungenauen und Verschwommenen stecken bleibt. Es fehlt jeder Angriffspunkt, um eine Empfindung dieses Gebiets in einen Gegenstand der Aussenwelt oder auch in einen eignen Körpertheil — der ja ebenfalls für das Ichbewusstsein Aussenwelt ist — in Gedanken umzuwandeln und an seine selbständige Existenz in der Welt zu glauben. Daher kommt es denn auch, dass die Verführung durch die von Erwachsenen erlernte Sprache hier ganz ausfällt; die weiter abwärts liegende Bewusstseinsstufe des naiven Sprachmissverständnisses bringt uns sonach hier ebenfalls keinen naiven Realismus. Jedes Kind versteht den Scherz und lacht, wenn man ihm sagt: sieh, dort läuft dein Zahnschmerz, wir haben ihn fortgejagt! Vielleicht gelingt es, durch Häufung solcher Scherze und verwandter Märchen, mit ernster Miene erzählt, Irrungen des Bewusstseins, eigentlich mehr Verwickelungen im Reden, künstlich zu züchten; aber auf wie kurze Zeit! Und naiv sind solche Treibhausfrüchte des Geistes wahrlich nicht. Das entgegenstehende alltägliche und allstündliche Gespräch der bräuchlichen Art, in allen Umgebungen, bei allen Bekanntschaften des Kindes, mit Ausnahme des Märchenerzählers und auch dessen nicht immer, bewirkt vielmehr eine naive Sicherheit nach der entgegengesetzten Richtung. Das Kind hört und sagt unablässlich: ich habe Zahnschmerz, der Zahn thut mir weh, schmerzt mich, ich habe starke Schmerzen im Zahne; oder bei den allgemeineren, verschwommener oder gar nicht localisirten Empfindungen: ich habe Leibweh, Kopfschmerz, endlich: ich befinde mich heute gar nicht wohl. Sollen wir noch tiefer hinabgehen auf der Bewusstseinsleiter und noch vom sprachlosen, eben erst sprachbildenden Bewusstsein und vom gänzlichen Unbewusstsein, vom schreienden Säugling und heulenden Thiere reden, um sie gegen die Annahme zu vertheidigen, dass sie

ihr dunkel empfundenes Unbehagen im Stillen für einen vor ihnen liegenden oder ihnen anhängenden Gegenstand halten? Ich meine, es ist genug.

Aber die Gemeingefühle grenzen in den hier in Betracht kommenden Eigenschaften hart an die Hautgefühle, die des Tast- und Wärmesinns. Temperaturgefühle sind im Grunde nur eine Species von Organgefühlen, die sich dadurch auszeichnet, dass ihre Qualitäten oder Grade sich schärfer von einander im Bewusstsein getrennt halten lassen, obwohl sie an sich, in ihrer Gesammtheit gedacht, ebenso gut eine stetige Reihe bilden, wie andere Empfindungen, und dass es dafür Messungsmethoden gibt. Die Tastempfindungen sind manchfaltiger unterschieden durch die weite Möglichkeit von Gruppirung, Anordnung, Combination des Verschiedenen, die sich hier aufthut. Aber das Tastquale ist sehr ähnlich, wie das Temperaturquale, eine noch höchst undeutliche, kaum irgendwie zu bezeichnende Lebensempfindung. Deshalb gehen beide, wie die Gemeingefühle, durch Steigerung einfach in Schmerz, in gewissen Graden und Anordnungen in Lust über, wobei der Tast- oder Temperaturcharakter der Empfindung oft ganz vergessen wird, daher die sprachliche Bezeichnung gemeingefühlartig ausfällt: mir ist wohl, mollig, das ist angenehm, garstig, thut weh u. dgl. Wir haben daher hier lediglich zu wiederholen, was bei den Gemeingefühlen gesagt wurde. Ein naiver Realismus stellt sich weder von selbst ein, noch kann er durch herkömmliche sprachliche Abkürzungen und Wendungen irgend herbeigelockt werden. Nie sagen die Eltern dem gestochenen Kinde: dies ist eine Stecknadel; niemals versteht oder braucht der geschlagene Knabe die Redewendungen „dies ist der Stock“ oder „ich fühle den Stock“ anders als mit dem stillen Bewusstsein, dass das Gefühl nur die Wirkung des Stockes ist, die er, der Knabe, als Zustand, als augenblickliche Eigenschaft seiner eigenen Existenz an sich trägt, keineswegs selbst der Stock oder überhaupt ein für sich ausserhalb des empfindenden Subjects vorhandenes Wesen, oder auch nur eine Eigenschaft eines solchen Wesens.

Es hat mir immer zu den seltsamsten Thatsachen der Geschichte menschlicher Wissenschaft gehört, dass die sensualistisch gesinnten Denker, welche durch ihren erkenntnisstheoretischen Standpunkt dahin gedrängt wurden, den Realismus der Sinne mehr oder minder preiszugeben, damit gewöhnlich vor dem Tastsinne Halt machen. LOCKE und CONDILLAC, auch schon der alte DEMOKRIT, der freilich nicht Sensualist sein will, aber es auf dieser Seite seiner gänzlich in sich zerfallenden Lehre in der That ist, sind in diesem mehr als sonderbaren Falle. Dies ist der geheime Grund, aus welchem die alten Atomisten bei Verwerfung aller sonstigen objectiven Sinneswahrheit die Raumerfüllungseigenschaften der Atome, Grösse und Gestalt, demgemäss auch die noch unverstandene Schwere, Lage und Anordnung, als objective Eigenschaften gelten liessen, welchen charakteristisch genug der Bericht des THEOPHRAST noch Härte und Weichheit hinzufügt. LOCKE hat bekanntlich die vielgepriesene Objectivität des Tastsinns scharfsinnig durch den verbesserten Körperbegriff begründet, dessen Kernmerkmal er nicht mehr, wie CARTESIUS, in der Ausdehnung, sondern in der Resistenz fand. Den Widerstand, der dem fremden Körper den Eintritt in den behaupteten Ort des andern verwehrt, nehme der Tastsinn unter allen Sinnen allein wahr, er allein erkenne also das objective Körperdasein. Vollkommen richtig, nur ganz falsch! Gewiss, Gerüche, Geschmäcke, Töne, Sehbilder bringen uns niemals auf den Gedanken eines im Raume geleisteten Widerstandes; dies thun nur Tastgefühle, z. B. das Stossgefühl in der Stirn, wenn wir durch eine Wand hindurchwollen. Aber ist denn dieses Gefühl in der Stirn selbst die Wand? Ist dieses Gefühl selbst das resistirende Ding? Ist es aber dieses nicht, so kann aus ihm uns auch keine Kenntniss vom Widerstande und vom Vorhandensein eines widerstehenden Körpers erwachsen. Vielmehr ist das mit der Benutzung der Tastorgane verbundene Bewusstsein unsers Bewegungswillens die Bedingung, ohne welche die Tastempfindung uns absolut Nichts liefert als sich selbst, d. h. ein rein subjectives Erlebniss, höchst ähnlich den Gemeingefühlen. Verbunden aber mit dem Be-

wusstsein unsers Bewegungswillens, und zwar als eines gehemmten, werden gewisse Tastempfindungen zum gewohnten Zeichen hemmenden Vorhandenseins äusserer Dinge, ohne dass wir doch auch dann aus dem Empfindungs q u a l e eine objective Eigenschaft des Dinges schöpften. Die Nadel ist spitz, aber ein Stichgefühl hängt nicht an ihrem Ende, das sich etwa von ihr ablösend in den Finger führe, wenn sie sticht. Das Stichgefühl ist m e i n Gefühl: so, behaupte ich dreist, denkt jedes Kind, sobald es überhaupt denkt, und so denkt das Unbewusste im Kinde und auch im Thiere, wenn überhaupt es ein dergleichen unbewusstes Denken gibt. Auch alles Sprechen der Menschen geht in diesem Sinne. Aus den thätigen Reactionen aber, Abwehr, Wegwerfen des verletzenden, Aufsuchen des wohlthuenden Gegenstandes u. dgl., kann Nichts dagegen geschlossen werden, viel eher dies, dass das Wesen vom subjectiven Gefühl auf eine objective Ursache schliesst und übergeht, die keineswegs mit dem Gefühl einen dinglichen Zusammenhang hat: dasselbe Kind, das nach dem Stiche die Nadel wegwirft, reibt sich des Gefühles wegen die Haut; entsprechend verfahren Thiere.

Eine eigenthümliche Stellung in unserer Scala kommt dem Temperaturgefühl für die Objectivirung insofern zu, als die Sprache hier durch Benutzung gleicher Worte für Ursache und Wirkung allerdings verführerischer werden kann, als wo sie das Gleiche thut in einem der andern bis jetzt geprüften Sinnesgebiete. Sagt man „ein stumpfer Schmerz“ oder „ein breiter Druck“, so fällt schon dem frühsten erwachenden Bewusstsein nicht bei, die damit bezeichneten Gefühlsqualitäten als solche selbst den mit den sprachlich gleichen Prädicaten belegten Dingen, etwa einem stumpfen Messer oder einer breiten Klinge, einwohnen zu lassen. Nicht ganz so verhält es sich mit den Prädicaten warm und kalt. Den glühenden Ofen betrachten wir leicht noch bei aufgeklärtestem Bewusstsein als eine Hitzeansammlung, deren Berührung etwa ebenso die Hitze auf uns überträgt, wie die Berührung seiner berussten Platte die schwarze Farbe; den Eisklumpen sehen wir mit gelindem Schauer vor uns liegen, indem unsre Phantasie ihn wie durch und durch

von Kälte durchzogen uns vordichtet. Dem Kinde wäre auf einer gewissen Stufe seines Erkenntnisslebens leicht weiss zu machen, dass der Eisklumpen selbst fröre, der Ofen heisse Gluth empfinde. Doch währt solcher Glaube nicht länger, als der kindliche Allbelebungsglaube währt: Beides steht und fällt mit einander, — ein deutlicher Beweis, dass schon der kindliche Instinct die subjective Temperaturempfindung nicht von lebendiger Subjectivität zu trennen weiss, d. h. nicht ein Ding, sondern einen Zustand in ihr erblickt. Es meint, der Ofen fühle, es meint niemals, das Gefühl sei selbst ein Ding oder eine ungefühlte dingliche Eigenschaft. Bald von der Irrthümlichkeit jener Allbelebung und Allbeseelung überzeugt, da es den Mangel jeder Reaction der todten Dinge gegen ihre angedichteten Gefühle gewahrt, bricht es schon frühzeitig dem scherzenden Weissmacher gegenüber lustig in die sichere, kecke Abweisung aus: „der Ofen fühlt doch Nichts, das Eis ist doch kein Mensch!“

Auf keinen Fall, selbst für kürzeste Zeit des Wahns, sind dem naiven Bewusstsein oder dem Unbewusstsein irgendwo die Hautgefühle selbst Dinge einer dem Fühlenden gegenüberstehenden Aussenwelt, und auch ihre phantastische Projection in die Dinge hinein macht sie nicht sowohl zu unempfundenen dinglichen Eigenschaften der Aussendinge, als zu Empfindungszuständen im Innern der Dinge selbst, in der Weise einer unwillkürlichen Allbeseelung.

Sollte es nun anders werden, wenn wir uns in die zweite Hauptregion des Sinnenlebens erheben, in die der reichsten und feinsten Qualificirung bei geringster Systematisirung und Combinirbarkeit, in die Region von Geruch und Geschmack? Hier bleibt ein gewisses Hinderniss für die naive Objectivirung, das ebenso beim Tastgefühl, beim Temperaturgefühl nur wenig geringer wirksam ist, nicht nur bestehen, sondern steigert sich sogar nicht wenig: ich meine die Nöthigung, den Gegenstand, der als Bringer der Empfindung gilt, den Organen des eignen Leibes in der Weise anzunähern, beziehentlich einzuverleiben, dass die Empfindung zu Stande kommen kann. Bei den Gemeingefühlen allerdings ist dieses Hinderniss am stärksten, so

stark, dass von Annäherung eines Gegenstandes an den eignen Körper überhaupt nicht mehr die Rede ist, sondern nur vom eignen Körper selbst, darum ist der Ausschluss jeder Objectivirung auch aus diesem Grunde hier am entschiedensten. Bei Geruch und Geschmack ist zwar die Sachlage je eine eigenthümliche und nicht gleichwerthig bei beiden. Der Geschmack setzt die Annäherung bis zur Einverleibung voraus, so sehr, dass nur der zerstörte, zermalmte, aufgelöste Gegenstand geschmeckt werden kann; dies kann auch dem Naivsten nicht entgehen; die Objectivirung könnte sich also hier nur auf die einverleibten Theile und ihre kleinen, abgetrennten Stücke beziehen; höchstens dass auch hier eine dichtende Phantasie das Ganze wiederherstellte und den Geschmack hineinprojicirte. Doch fühlt man den Erfolg solcher Geschmackspoesie allzusehr im Munde, auf der Zunge — „das Wasser läuft im Munde zusammen" —, um zu einer naiven Objectivirung zu neigen oder die Allbeseelung in dieser Richtung ernstlich durchzuführen. Beim Geruch findet anscheinend — für die naive Kenntniss — eine Annäherung nicht in gleichem Grade und mit gleicher Nothwendigkeit statt; es zeigt sich aber doch, dass die Duftempfindung schon bei geringer Entfernung abnimmt, mit der Annäherung an Deutlichkeit und Stärke zunimmt, mit der Entfernung bald ganz verschwindet; ein kluges Kind entdeckt rasch im Einathmen mit der Nase bei Vorhalten des Gegenstands das beste Mittel der Verstärkung. Die Erscheinung des Zuströmens riechenden Dampfes tritt hinzu, um auch das naivste Bewusstsein darauf hinzudrängen, die Objectivirung auch hier mindestens auf abgelöste, in die Nase dringende Theilchen zu beschränken. Doch ist denn nun wirklich die Objectivirung, auch in dieser Beschränkung, Thatsache? Hält ein Thier oder Kind, geschweige ein kindlich denkender Erwachsener, unbewusst oder halbbewusst, wirklich die Duft- oder Geschmacksempfindungen selbst für die riechenden oder schmeckenden Stoffe? Im unbewussten Wesen gibt es hierfür nicht den geringsten Entstehungsgrund; jeder fühlt viel zu sehr in Geschmack und Geruch sein eignes Leiden oder seine eigne Lust, um auf die seltsame

Deutung zu kommen, die man naiven Realismus nennt; die Sprachverführung fehlt hier gänzlich, so weit ich sehe. Man sagt, der Gegenstand riecht, schmeckt, womit man andeutet, dass ein Gegenstand irgend Etwas thue, das Subject irgend Etwas erleide, aber keineswegs nahe legt, dass Geruch und Geschmack selbst Gegenstände seien. Auch das Reden von „ausgehauchten Düften“ wird schwerlich unbewusste oder bewusste Irrungen von irgend nennenswerther Dauer hervorrufen. Am wenigsten wird die aufdämmernde eigne Reflexion Gerüche und Geschmäcke wie Dinge auffassen; es gibt schlechterdings Nichts, was sie dazu verleiten könnte.

Es wird jetzt unaufschiebbar, die ermässigte, verständigere Definition des angeblichen naiven Realismus näher zu besprechen, die sich bei Geruch und Geschmack am stärksten aufdrängt: für Dinge, wird man sagen, hält freilich Niemand diese Empfindungen, auch kein Kind, aber wohl für Eigenschaften, die an den Dingen selbst objectiv haften, und die ihnen eigen bleiben, auch in den Zeitpunkten, wo Niemand sie riecht oder schmeckt. Ebenso könnte man wohl noch versuchen, die Objectivität von Wärme und Kälte, vielleicht gar auch von Glätte und Rauhheit, wie sie empfunden werden, für den Naiven zu retten. Auch Schmerz und Lust, Hunger und Durst, Kraft- und Schwächegefühl? Diese Gemeingefühle sicher nur so, dass man meint, das Ding fühle solche Gefühle, d. h. dass man das Ding selbst zu einem wahrnehmenden Subjecte macht. Damit hat man jedesfalls nicht Unrecht, soweit es sich um Menschen und Thiere handelt, vielleicht auch bei Pflanzen. Ob man aber hier und bei Pflanzen, Thiertheilen, Steinen, Luft und Wasser, damit Recht hat, ist offenbar eine ganz andre Frage, als die, ob gewisse Empfindungseigenschaften Eigenschaften der Dinge selbst seien. Hierauf ist vor Kurzem schon hingewiesen, als wir die Allbeseelung von der Objectivirung unterschieden. Ein naiver Realismus, der Geruch und Geschmack für objective Eigenschaften der Dinge erklärt, meint nicht, dass die Dinge selbst Geruch oder Geschmack empfinden — sie haben ja keine Nasen, würde

das naive Kind sagen —, sondern, dass der Duft oder Geschmack, den wir empfinden, ungerochen und ungeschmeckt irgendwie an den Dingen als Eigenschaft existire; so Wärme und Kälte, vielleicht auch Glätte und Rauhheit ungefühlt. Auch damit aber ist ja insoweit noch Niemand Realist; in irgend einem Sinne Eigenschaft des Dinges ist und bleibt es, uns solche Empfindungen zu liefern; es fragt sich nur, in welchem Sinne. Man müsste diesen Sinn näher bestimmen, wollte man unsern naiven Realismus von der richtigeren Ansicht unterscheiden. Die Worte „objectiv an den Dingen haften" oder ähnliche thun hierzu Nichts. Buchstäblich genommen, machen sie die Eigenschaft doch zu einem anhängenden Dinge, fallen also unter unsre obige Kritik; bildlich genommen aber bedürfen sie einer Erklärung des Bildes. Worin soll diese Erklärung bestehen? Wie meint man, dass sich der naive Realismus das Anhaften denke, wenn nicht als Anhaften eines Dinges am Dinge? Was denkt er sich unter objectiver Eigenschaft? Die einzig richtige Antwort ist: wenn nicht ein anhängendes Ding, so weiss er gar nicht, was er sich dabei denkt. Nun haben wir in den bisher betrachteten Sinnesgebieten die erste Alternative zurückgewiesen, es bliebe nur die zweite übrig, d. h. der naive Realismus verlegt die Eigenschaft, die ihm der Sinneseindruck darbietet, ins Object, ohne irgendwelche Annahmen über die Art des objectiven Daseins dieser Eigenschaft; er nimmt nicht an, dass das Eis selbst friert, der Ofen selbst Hitze fühlt, die Rosendüfte von ihnen selbst oder der Rose gerochen, der Wohlschmack von dem Weine selbst geschmeckt werde; er nimmt auch nicht an, nach der hier zu Grunde gelegten Voraussetzung, dass am Dinge noch andre Dinge hängen, welche Temperatur oder Duft u. s. w. heissen; er nimmt nur an, dass das Ding irgend eine Eigenschaft habe, die wir in jenen Empfindungen erkennen. Hiermit hat er ganz einfach Recht und stimmt mit vielen anderen, ja fast allen erkenntnisstheoretischen Standpunkten überein; es geht also sein Charakterzeichen verloren. Nein, sagt man, vielmehr meint er, jene objectiven Eigenschaften

seien dasselbe, was wir empfinden. Also doch: der Wein schmecke sich selbst? der glatte Stein fühle selbst das wohlige Gleiten, wie in unsrer Hand? Aber das ist ja gar nicht naiver Realismus, sondern Allbeseelung, etwas ganz Anderes, wie wir sahen. Der naive Realismus meint überhaupt Nichts, — dann ist er überhaupt nicht; oder er meint, wie bereits angeführt, die objective Eigenschaft ist irgend Etwas am Dinge, das er offen lässt, — dann fehlt sein Unterschied von anderen Standpunkten; oder er hat in der That den dunkeln Gedanken, das Ding sei nur Ursache von Glättegefühl, Wärmegefühl, Geruch und Geschmack, diese Qualitäten seien gar nicht am Dinge selbst, — dies ist meine eigne Meinung von ihm, aber dies ist nun ganz und gar kein naiver Realismus mehr. So wollen wir endlich zur höchsten Sinnesstufe emporsteigen, zu Gehör und Gesicht; vielleicht, dass hier erst der naive Realismus in Existenz tritt.

Die höchsten Sinne sind die höchsten, weil sie die schärfste Qualificirung mit der vielfältigsten Anordnungsfähigkeit und mit vollkommener Systematik, d. h. Uebersehbarkeit ihres Reichs nach einem bestimmten Eintheilungsschema, vereinigen, und weil sie sich von lebentragenden Functionen am weitesten entfernen, deshalb von Gefühlsbetonungen unter dem Gegensatze von Lust und Schmerz sich am reinsten ablösen lassen. So entfernen sie sich denn am weitesten von der Subjectivität, werden am leichtesten zu fest hingestellten Objecten des ruhig und kühl betrachtenden Bewusstseins. Das ist ja schon in gewissem Sinne Objectivirung. Hier, wenn irgend wo, muss der Sitz des naiv objectivirenden Realismus sein.

Wir versenken uns zuerst in's Reich der Töne. Die Objectivirung kündigt sich hier sogleich dadurch an, dass wir unwillkürlich und fast ausnahmslos die Tonerscheinung in die jenseits unsers Leibes liegende Aussenwelt projiciren, d. h. in unserm unbewusst entstehenden und unbewusst sich begründenden, meist auch unreflectirt bleibenden Urtheil eine Erscheinung aus ihr machen, die ausserhalb unseres Leibes in grösserer oder geringerer Entfernung von ihm vor sich geht.

Dies ist bei Gemeingefühlen gar nicht, ebenso wenig bei Duft- und Geschmacksempfindungen der Fall, für welche deshalb die fragliche naive Objectivirung ernstlich nur mit in Nase und Mund aufgenommenen Stofftheilen die Empfindungswerthe hätte zusammenwerfen können. In diesen Sinnesgebieten gibt es nur Projection an die Nervenendigungen der Peripherie und an ihre Hautbedeckungen, nicht über die Körpergrenze hinaus. Ebenso in der Regel beim Tastsinn; Ausnahmsfälle sind die bekannten Verlegungen der Empfindung an's Ende von Werkzeugen, durch die wir gleichsam unsre Glieder verlängern, Stöcke, Schreibfedern, Schlüssel. In diesen Fällen aber bleibt die Projection die einer Empfindung — als wenn am Ende dieser Dinge Nerven endigten —, nicht zu verwechseln mit der Projection einer unempfundenen dinglichen Eigenschaft oder eines dergleichen Vorgangs, geschweige eines für sich existirenden Gegenstands. Töne dagegen versetzen wir in der unwillkürlichen Vorstellungsreaction auf unsre Gehörsempfindung in eine Gegend der Aussenwelt, von der sie uns zuzukommen scheinen (wovon das Ohrensingen und Ohrenrauschen die einzige, aber nicht einmal völlig unzweideutige Ausnahme bildet), ohne dabei etwa ein empfindendes, ein hörendes Organ mit in dieselbe Gegend hinauszuverlegen. Allerdings bleibt die Projection der Töne — man vergleiche nur die der Sehbilder damit! — noch sehr unbestimmt, schwankend, irrend [1]). Aber sie geschieht, naiv, mit unbewusst begründeter innerer Nöthigung, ungewollt, unreflectirt. Zeigt sich nun hierin naiver Realismus? D. h. beurtheilt der Naive hierbei die Tonempfindung als solche selbst, den gehörten Ton, als einen draussen in der Luft schwimmenden Gegenstand, oder etwa als eine einem solchen Gegenstande selbst anhaftende Eigenschaft, die er behält, auch wenn Niemand diese Eigenschaft wahrnimmt? Das ist in der That eine sehr schwer zu beantwortende Frage; aber eben deshalb sollte man nicht so ohne Weiteres als selbstver-

---

[1]) Hierüber ist noch heute lesenswerth: Schleiden, Studien, 2. Aufl. 1857, S. 95 ff.

ständlich hinstellen, dass es naiven Realismus gibt, wenigstens nicht schon hier. Erinnern wir uns unsrer Bewusstseinsscala. Im völligen Unbewusstsein das Vorhandensein des Gedankens einer gegenständlichen oder eigenschaftlichen Objectivirung des Tons zu vermuthen, fehlt es an jedem Grunde. Die Reaction durch Geberden und Handlungen wird oft eine instinctive Kenntniss der Richtung verrathen, aus welcher der tonerzeugende Vorgang uns trifft: es wendet sich der Kopf oder der ganze Körper dorthin, das Thier oder das Kind läuft oder springt der Schallquelle entgegen. Aber darin liegt Nichts, was hinderte, den richtigen unbewussten oder dunkel bewussten Gedanken als wirkend anzunehmen, in dieser Richtung liege nur eben die nicht näher beurtheilte Quelle der Tonerzeugung, wie ja andererseits das Annähern und Spitzen des Ohrs die ebenso nicht näher beurtheilte andere Tonquelle im Ohr als instinctiv bekannt verräth. Das sprachbildende Bewusstsein tritt nun zwar in die Strömung der projicirenden Vorstellung ein, sofern es den Ton zum grammatischen Subjecte macht, von welchem es ein Kommen, Vergehen, Verschweben aussagt; aber ist nicht gerade darin, dass der Ton vor Allem als kommend bezeichnet wird, niemals aber als irgendwo draussen existirend, vorfindlich, ein sicheres Bewusstsein davon erkennbar, dass ohne Eindringen in unser Ohr die ganze Erscheinung wegfällt? Ich kann nicht finden, dass die Sprache hier verführend wirken kann in der Richtung auf naiven Realismus. Noch weniger kann ich mir durch spontane Reflexion des Kindes, naiv, weil sie unbegründet bleibt, ihr Resultat wie ein selbstverständliches ergreift, die Annahme entstehend denken, es schwimme draussen z. B. das Läutegetön in der Luft und breite sich über die Stadt aus, so gelange es unter Anderem auch in unsre Ohren — denn ohne diese geht's nicht, das sagt sich jedes Kind —, ohne dass dieser Annahme augenblicklich Stutzen und Zweifel und Fragen folgt. Bleibt die Projection in die ausserkörperliche Aussenwelt nichtsdestoweniger Thatsache, so ersteht uns ein interessantes und schwieriges psychologisches Problem. Ich glaube — meinen

Beobachtungen an mir selbst und der Belauschung der Ausdrucksweise Anderer über ihre Tonerlebnisse zufolge —, dass man gar nicht Töne hinausprojicirt, sondern an ihrer Stelle etwas Anderes, woran man die Töne nur als Wirkungen im Ohr anknüpft, wenn auch freilich mit sehr dunkelm Bewusstsein, so lange nicht wissenschaftliche Aufklärungen oder besonderes Nachdenken Licht angezündet haben. Aber was ist jenes Andere? Wir nennen es ein Strömen oder einen Fluss oder ein Meer, und die Phantasie ist nicht weit davon, das sich Heranwälzende leuchten, schimmern, flimmern, Farben tragen, Figuren bilden, flackern, oder rollen, wogen, tanzen, aufmarschiren und Leitern besteigen zu lassen. Mit einem Worte: wir projiciren in Wahrheit Sehbilder, wenn auch sehr dunkel geschaute, nur bei stärkerer Phantasie glanzvoller, und schreiben diesen das Tönen als „Eigenschaft" zu. Als objective Eigenschaft? Davon ist vor Kurzem bei andern Fällen die Rede gewesen. Dass die Töne draussen sich selbst hören, glaubt Niemand; die angeblich objectivirte Eigenschaft kann also nur wie ein Bewirken des Tons gemeint sein, wenn überhaupt irgend Etwas gemeint sein soll.

Haben wir damit Recht, dass in den projicirten Tönen Sehbilder projicirt werden, so spitzt sich unsre ganze Frage auf den Gesichtssinn zu. In der That, hier entdecken wir den eigentlichen und einzigen Herd der ganzen Aufstellung eines „naiven Realismus" im Gebiete des Sinnlichen.

Das Gesicht steht allen andren Sinnen gegenüber mit einer Eigenschaft völlig allein, die zu den für die verhältnissmässige Objectivität dieser höchsten Sinnesgruppe, Gehör und Gesicht, gemeinsam geltend gemachten Charakterzügen mächtig fördernd hinzutritt. Dies ist die Raumform des Gesehenen, mit der seine Ruhe, sein Feststehen zusammenhängt. Zu den Missverständnissen des Tastsinns, von welchen oben die Rede war, gehört auch dieses, dass die Tastempfindungen an sich selbst räumliche Anordnungen darbieten sollen. Ohne helfende Bewusstseinsactionen oder auch unbewusste apriorische Zuthaten ganz anderen Inhalts lässt sich aus der Tastempfindung

schlechterdings nichts Räumliches schmieden; sie ist und bleibt ein nicht weiter beschreibbares Druck-, Stech-, Kitzelgefühl, untrennbar verschmolzen mit deutlicheren oder undeutlicheren Temperaturempfindungen und mit Lust- oder Unlustbetonungen. Für derartige Gefühle existiren nur Intensitäts- und Qualitäts-Epitheta; Ausdehnungs- und Gestaltungsbeschreibungen werden darauf nur übertragen, indem man unvermerkt der Zeitreihe oder dem Zeitmoment ein Raumbild substituirt und Bewegungsvorstellungen auf Grund dessen einmischt. Ich behaupte, Raum kann immer nur als gesehen vorgestellt werden; es gibt keinen anderen Sinn für den Raum als den Sehsinn; Tastreihen müssen erst in Linien, anscheinend flächenhafte Tastcomplexe erst in Flächen umgeschaut werden, wenn auch nur mit sehr dunkelm Bewusstsein. Das Verhalten der Blinden, besonders der Blindgeborenen, darf man so wenig hiergegen als gegen die Projicirung der Töne in Gestalt von Sehbildern als Gegeninstanz anführen; sie sehen nicht Nichts, sondern haben ein schwarzes, graues, mehr oder weniger verschieden schattirtes Sehfeld, in dem sie gewiss für uns Sehende ganz unglaublich feine Variationen der Gestaltung und Abtonung wahrnehmen und in der Phantasie vorstellen können. „Nichts sieht man mit dem Finger, mit dem Hinterkopfe" (Fechner). Der Bewegungswille, die Bewegungsvorstellungen, die ihn begleiten und vorbereiten, sind nur durch innerlich gesehenen Raum möglich, so sehr immerhin der Blinde dessen Theile zu besserer Verdeutlichung mit Tastempfindungen gleichsam besetzen mag, wie auch wir es im Finstern thun. Der Blinde verfährt, mit einem Worte, in alle Wege so, wie wir Sehenden im Finstern verfahren.

Jedesfalls der Sehende sieht Raum. Freilich kommt auch hier in Frage, ob die räumliche Anordnung nicht a priori von Innen herzutrete; tritt doch selbst Licht und Farbe, als Empfindungsquale, a priori von Innen herzu. Aber darum handelt es sich nicht. Wir behaupten nur, dass räumliche Vorstellung unvermeidlich an's Sehen, das Sehen unvermeidlich an räumliche Vorstellung gebunden ist, — was in gleicher Weise

von keinem andern Sinne gilt, so sehr wir immerhin auch andre Sinnesempfindungen localisiren mögen. Wie dieses Localisiren sich mit der hier vertretenen Ansicht von der exclusiven Räumlichkeit des Sehsinns vertrage, wollen wir hier nicht verfolgen; ich scheue nicht die Consequenz, dass auch dabei ein „Umschauen" aller Empfindungen zu dunkel gesehen vorgestellten Bildern oder Punkten und Eintragen in einen Sehraum stattfindet. Das Localisiren ist bei keinem anderen Sinne ein Gestalten, nur hierauf kommt Alles an. Phantastische Bilder, die der Beschreibung dienen, wie das von der „Gefühlswelle", können Niemand irren. Duft- und Geschmacksfiguren gibt es nicht; Tastfiguren weisen wir zu den Uebertragungen, zu den „Umschauungen", Tonfiguren nicht minder. Aber Gesehenes ohne Gestalt ist ein Unding. Es ist hierfür nur ein andrer Ausdruck, wenn wir sagen: das Gesehene hat die Form einer Zusammenfassung des gleichwohl absolut Auseinandergehaltenen in der Form der Gleichzeitigkeit. Hieran nähern sich ähnliche Zusammenfassungen des Geschiedenen im Hören und Tasten allerdings an, aber nicht ohne Unterstützung durch innerliches Raumschauen, und doch erreichen sie nicht den gleichen Erfolg völliger Geschiedenheit in der Einheit der Zeit. Möge die gesehene Gleichzeitigkeit immerhin durch in der Zeit verlaufende, wechselnde Functionen zu Stande kommen, hiervon sprechen wir nicht; das Gesehene als Resultat ist Gleichzeitigkeit, und was im Sehen dagegen besondre Schwierigkeit macht, sowohl für das Zustandekommen als für die psychologische Erklärung, ist das Auffassen des zeitlichen Wechsels im Raume, das sogenannte „Sehen" der Bewegung, wobei doch eigentlich nur von einer raschen Folge ruhender Bilder die Rede sein dürfte. Ganz umgekehrt bei allen übrigen Sinnen: für sie ist uns das Nächste, das Selbstverständliche, das absolut Unvermeidliche, dass sie Zeitmomente ausfüllen und gewisse Zeitdauern besetzen, kommen, vergehen, wechseln, steigen, fallen; Probleme, die unser Erklärungsbedürfniss wachrufen, drängen sich hier empfindlich auf, wo der Schein räum-

licher Gruppen entsteht. Sagen wir kurz: das Sehen allein ist Raumsinn, alle andern Sinne sind Zeitsinne.

Dies ist der letzte und tiefste Grund, weshalb es für jene andern Sinne keinen naiven Realismus geben kann, höchstens nur als eine sehr kurze Verirrung, als eine mehr nur sprachliche Gedankenlosigkeit. Eben da liegt zugleich der Grund, dass es für das Sehen allerdings, und für dieses eigentlich allein, naiven Realismus gibt. Und dennoch wird unsre weitere Prüfung zeigen, dass selbst im Gebiete des Sehens der naive Realismus in der Weise, wie man ihn gewöhnlich definirt, in's Reich des Mythus zu verweisen ist.

Zuvor wollen wir uns noch klar machen, welche Hindernisse die Zeitlichkeit und die Raumlosigkeit der übrigen Sinne der gegenständlichen oder auch nur eigenschaftlichen Objectivirung ihrer Inhalte entgegenwerfen. Objectives Dasein ist ruhendes, bleibendes Dasein einer Mehrheit von qualitativen und intensitativen Zuständen und Eigenschaften in der Einheit der Zusammenfassung zu einem mit sich selbst identischen, für sich selbst als Eigenschaftsträger, nicht selbst wieder als Eigenschaft eines anderen, existirenden Wesens (*καϑ' οὗ τὰ ἄλλα λέγεται, ἐκεῖνο δὲ αὐτὸ μηκέτι κατ' ἄλλου*: Aristot.). Dem entgegen erleben wir alles Gefühlte, Getastete, Geruch, Geschmack und alles Klingen als kommenden, gehenden, wechselnden Zustand, wozu wir ein leidendes Subject, ein dahinter gleichsam im Hintergrunde dauernd existirendes Wesen, erst noch besonders hinzuzudenken gar nicht umhinkönnen, welches jene Erlebnisse auf Zeit sich gefallen lassen muss, ja in welchem diese, wenn sie als dauernde wahrgenommen werden sollen, eigentlich in jedem Momente neu entstehen müssen. Dass das Erlebniss selbst ein solches Wesen, ein Ding sei, liegt hier auch dem unzurechnungsfähigsten Halbbewusstsein, auch den ungeschicktesten Kinderschritten der Reflexion, ganz fern. Nicht viel weniger fern liegt es, diese Erlebnisse zu objectiven Eigenschaften am Dinge umzugestalten. Eher zu Erlebnissen der Dinge von ebensolcher und ebenso nur zeitlicher Art, wie die von uns erlebten

Empfindungen selbst. Dann aber wird gemeint, dass auch die Dinge fühlen, schmecken u. s. w. Dies kennen wir als Allbelebung und Allbeseelung; es ist nicht naiver Realismus. Die realistische Objectivirung von sinnlichen Empfindungsinhalten zu dinglichen Eigenschaften verhindert deren Zeitlichkeit und Unräumlichkeit ganz ebenso, wie diese die Objectivirung zu Dingen von eigener Subsistenz verhindert: ein zeitliches Erlebniss ist keine dingliche Eigenschaft, die vorhanden bliebe, auch wenn das Erlebniss nicht erlebt wird. Anders beim Sehbild. Die Gestalt, die ruhige Raumerfüllung und Ortseinnahme, als dauernde, dem Dinge an sich selbst zukommende Eigenschaft anzusehen, macht vor weiterem, sich vertiefendem Nachdenken gar keine Schwierigkeit; vielmehr Alles lädt dazu ein. Hat man aber einmal die Raumerfüllung, wie sollte man nicht auch die ebenso ruhende, festbleibende, von der gesehenen Gestalt untrennbare Farbe mit an's Ding gebunden denken? Niemand ist im Stande, sich eine ungefärbte Gestalt vorzustellen, sei es auch nur schwarz, grau, wasserhell; das hiesse sehen, ohne zu sehen[1]). Die Farbe geht also von selbst mit, wenn wir die Gestalt objectiviren. Hierzu treten nun die gemeinsamen Charaktere der obersten Sinne, die zur Objectivirung

---

[1]) Die Versicherung LIEBMANNS, Zur Analysis der Wirklichkeit, 2. Aufl., 1880, S. 234, Anm., er sei im Stande, „ein Quadrat ohne alle Farbe vorzustellen", muss ich so lange anzweifeln, als LIEBMANN selbst, wie dort geschieht, bei dem Experiment vom „Blicken auf einen beliebigen Hintergrund, z. B. auf das Papier" auszugehen für nöthig hält oder wenigstens empfiehlt. Der Hintergrund dürfte in der That unter allen Umständen nöthig sein, und bestände er nur aus einer dunkeln Nacht oder aus dem sogenannten „Augenschwarz". Wird auf einem solchen Hintergrunde ein Quadrat vorgestellt, so zeigt dieses in seiner Innenfläche die Farbe des Hintergrundes oder eine andere, in der Begrenzung einen in der gleichen Qualitätsgattung mit dem Hintergrunde liegenden Unterschied von diesem, also einen abweichenden Farbenton, sei es auch nur intensitativ. An einer andren Stelle des angeführten Werkes (S. 48) finde ich LIEBMANN ganz mit mir im Einklange: „Der empirische Raum ist — Gesichtsraum".

einluden, wirksam hinzu: die Entfernung von lebenserhaltenden subjectiven Functionen, in welche Geruch und Geschmack noch ganz eingeschmolzen sind, die Loslösbarkeit von jeglicher Lust- und Schmerzbetonung, vor Allem die Projection über die Leibesgrenzen hinaus. Und alle diese Züge sind im Sehsinn gesteigert vorhanden; die äussere Projection ist durch die Raumform und durch die Ruhe und Dauer der Sehbilder, zusammengenommen mit ihrer Abtonung und manchen anderen Umständen, bis zum Scheine einer festen Ortseinnahme verschiedener Schichten von Dingen hintereinander, neben- und übereinander gesteigert. Dazu kommt endlich noch der Wegfall eines weiteren Hindernisses der Objectivirung, das die Zeitlichkeit der übrigen Sinne mit sich bringt. Die verschiedenen Sinne dieser Classe rufen theils in gleichzeitigem Zusammenwirken, theils nach einander, so verschiedenartige und so auffällig wechselnde Erlebnisse hervor, die doch einem und demselben äussern Dinge verdankt zu werden scheinen, dass man gar nicht wüsste, was davon man objectiren sollte, was nicht, und doch ausser Stand gesetzt wird, Alles ohne Unterschied zu objectiviren. Der Apfel riecht, schmeckt, fühlt sich an, während ich ihn esse, und ich höre es, wie ich ihn zerkaue, — was von dem Allen soll ich für objectiv halten, oder Alles? Tritt doch Alles so vereinigt auf, dass schon das Kind gedrängt wird, den e i n e n Apfel Allem dem als g l e i c h e n Träger zu Grunde zu legen, und folgen doch alle jene kleinen Erlebnisse so deutlich einem Schicksale, das verschiedene Functionen meiner selbst über das Ding verhängen, sowohl nach Art als nach Dauer. Was ist nun d a s D i n g s e l b s t? Es liegt wahrlich nahe, das gesehene, ruhige, feste Bild für das Ding zu halten, — naiv, ohne darauf besonders zu reflectiren, ohne Begründungsversuch.

Und doch haben wir auch hier vorsichtig zu Werke zu gehen und werden sich beträchtliche Einschränkungen ergeben, sehr wichtige Correcturen sich augenblicklich von selbst im Sehenden einstellen, so dass schon in sehr frühen Kindheitstagen der naive Realismus, wie man ihn zu verstehen pflegt,

zum Undinge wird, ja dass er überhaupt in dieser ungenauen Fassung wegfällt.

Auf keinen Fall gilt dem Kinde, sobald es über seine Sinnesinhalte irgend ein bewusstes oder unbewusstes oder halbbewusstes Urtheil in sich erzeugt, eine nennenswerthe Zeit lang ein gesehenes Bild als solches für den g a n z e n Gegenstand. Auch dem einigermaassen erfahrenen Thiere nicht. Geschieht einmal eine Objectivirung, d. h. wird überhaupt ein Ding als für sich bestehend in die Aussenwelt verlegt, so ist allerdings dieses Ding auch eine raumerfüllende Einheit wie das Bild, gestaltet wie ein Bild, begrenzt wie ein Bild. Aber es ist zugleich, und schon lange vorher, demselben Gegenstande ein manchfaltiges praktisches Interesse zugewendet, in Folge dessen er unter den Händen des Kindes — und nicht nur den Händen —, so auch durch das Thier, die manchfaltigste Behandlung, Umherwälzung, Veränderung, Zerstörung sich gefallen lassen musste. Dabei muss sehr bald die Entdeckung gemacht werden, dass das im Augenblicke jedesmal Gesehene niemals die g a n z e Einheit des Vielen ist, woraus man ein einziges, zusammenhängendes Ding bestehen lässt. Das Kind muss sehr bald merken, dass es einen Theil seines eignen Körpers, sogar der äussern Oberfläche, auf keine Weise zu sehen bekommen kann, geschweige das Innere, die Rückseite der Haut u. s. w. Aehnliche Erfahrungen wird es an allen Gegenständen machen; es sieht von keinem Alles, was es doch zu ihm zu rechnen Grund hat, am wenigsten Alles auf einmal. Aber keineswegs immer wird es aus dem Gesehenen und dem Ungesehenen m e h r e r e Dinge oder Theile machen können. Auch Thiere verstehen es, Dinge umzuwenden, Verstecktes aus dem Innern derselben hervorzulangen u. dgl. Allenthalben tritt ein projicirtes und objectivirtes Etwas im Bewusstsein oder Halbbewusstsein auf und gehört zum „Dinge", ohne doch mit dem jetzt gesehenen Bilde zusammenzufallen. Letzteres wird ergänzt. Nun möge es immerhin ergänzt werden durch hinzuvorgestellte Sehbilder der Erinnerung, oder der Phantasie, möge auch sein dunkles Inneres als eine Masse dichtgedrängter farbiger Schichten oder als ein

von schwarzer oder bunter Färbung gleichsam durchtränkter dichter Brei vorgestellt werden, es ist immer nicht das Gesehene, das als solches ohne Weiteres naiv realistisch für das Object selbst gehalten würde.

Aber nicht einmal würde es zutreffend sein, wenn man den naiven Sehenden in jedem Falle ohne Einschränkung das gesehene Bild mit einer der wirklichen Oberflächen des Dinges verwechseln liesse. Auf kurze Zeit mag dieser Irrthum sich einstellen. Das Kind lernt doch aber sehr bald das dunkle Bett, in welchem es Nachts einmal aufwacht, für dasselbe Bett erkennen, dessen buntes Muster ihm am Morgen Unterhaltung gewährt, und die von der düstern Nachtlampe beleuchtete Mutter ist ihm keine andere als die im Sonnenschein glänzende; „sie sieht nur anders aus". Und so tritt bald die Gewöhnung auf zum ungemessen häufigen und vielfältigen Gebrauche der Wendung: „es sieht nur so aus". Das grüne Kleid ist nicht blau bei künstlichem Licht, sondern „sieht nur so aus", der Finger, gegen die Sonne gehalten, ist nicht rosa, sondern sieht nur so aus; besonders in der Ferne sieht gar Vieles „nur so aus". Es bedarf einer besondern Erklärung, die gar nicht leicht wäre, wie sich im Kinde und kindlich unreifen Menschen die Auswahl begründet, die er unter den vielen und verschiedensten Sehbildern, welche von allen Seiten einer und derselbe Gegenstand ihm darbietet, instinctiv vornimmt, um dasjenige Bild auszusondern, von welchem er sagt: „so sieht das Ding wirklich aus". Thatsache ist: das Resultat dieser Auswahl ist dies, dass die Dinge „wirklich so aussehen", das soll heissen: wirklich so sind, wie sie bei einer, für die Umfassung durch einen Blick und für die Einstellung der Augen bequemen nächsten Nähe unter vollem Tageslicht gesehen werden. Dieses Bild gilt dem Naiven für die uns zugekehrte wirkliche Oberfläche des Dinges, alle anderen nicht.

Aber auch dies unterliegt Einschränkungen. Häufig kehrt uns der Gegenstand mehr als eine Oberfläche zu, wir sehen ihn von mehreren Seiten zugleich, wir sehen ihn perspectivisch. Schon sehr junge Kinder wissen, dass sie vom Kopfe

der Mutter mit demselben Blicke, der ihnen das Antlitz von vorn zeigt, zugleich eine Ansicht von den Seitenflächen gewinnen, bald mehr von dieser, bald mehr von jener. So ist es bei zahllosen Gegenständen, ja bei allen, womit sie von ihren frühesten Tagen an umgehen. Denken wir uns den Blick auf die scharfe Kante gerichtet, durch welche zwei Grenzflächen eines Schrankes geschieden sind, so gestaltet sich das Bild gleichsam eines erhobenen Rückgrats mit schrägen, verkürzten, verschieden beleuchteten, also auch verschieden gefärbten Seiten, mit sehr auffälligen Verschiebungen der Maasse und Gestalten des Ganzen und einzelner Theile, der Verzierungen, Schlösser u. s. w. Diesem Bilde entspricht auch für das naive Bewusstsein in der Wirklichkeit Nichts, gar Nichts. Der Anblick kann bisweilen, namentlich bei lebenden Wesen, einem Kätzchen, einem Hunde, auch für das noch sehr junge Kind etwas so Frappantes, ja Lächerliches haben, dass es in die Hände klatschend ausruft: „wie das aussieht!" — Oder es sieht einmal einen Windmühlenflügel in der Landschaft, den es kennt, wie auf einem näheren Hause aufgerichtet, das die übrige Mühle zudeckt; oder es bemerkt, dass während des Gehens auf der Strasse die gesehenen Gegenstände ganz wunderlich sich bewegen, die einen mitzugehen scheinen, lange Zeit, andere schnell vorüberhuschen, das gleichzeitig Gesehene sich unablässig gegenseitig in andre Stellung begibt; Alles dies tritt unter den Gebrauch der Rede: „es sieht nur so aus". Und nun bedenke man noch den S c h a t t e n! Den eignen Schatten des Kindes zumal, noch gar nicht zu reden vom Spiegelbilde. Der Schatten der Dinge, mit seinem Wandel, seinem Grössenwechsel, gibt dem Kinde von frühster Bewusstseinsentwickelung an die unablässig erneute Erfahrung einer gesehenen Oberfläche, die es weder zur wirklichen Oberfläche eines besonderen Dinges, noch zu der des momentan vom Schatten überzogenen Dinges zu objectiviren vermag. „Es sieht nur so aus". Sinnestäuschungen, die schärferes Nachdenken oder Belehrung Erwachsener herausfordern, lassen wir absichtlich aus dem Spiele. Aber hinzuzunehmen ist noch der feinere Beleuchtungswechsel, der Farben-

wechsel, das Verschwimmen, das Deutlicherwerden von Einzelheiten, selbst unter Voraussetzung des sonst für maassgebend gehaltenen vollen Tageslichts. Wie mag das an der See aufwachsende Kind meinen, dass die See wirklich aussehe? Alle solche Erscheinungen müssen den naiven Realismus auch in der Auffassung der tageshellen, rein zugekehrten Oberfläche sehr frühzeitig corrigiren, wenn sie ihn überhaupt aufkommen lassen. Der Gebrauch der angewöhnten abkürzenden Sprachformen „ich sehe den Baum, ich sehe die See" bedeutet dagegen lediglich Nichts.

Die Wahrheit wird wohl sein, dass diejenigen Wesen, denen man den naiven Realismus andichtet, über die angeblich von ihnen im Sinne dieses erkenntnisstheoretischen Standpunkts beantworteten Fragen meist gar keine Ansicht, weder eine bewusste, noch eine unbewusste oder halbbewusste besitzen, ja wohl in allen Fällen mit Ausnahme der Objectivirung tageshell gesehener, rein zugekehrter Oberflächen zu wirklichen Oberflächen der Dinge, und der Verlegung von Farben oder Schwärze in's ungesehene Innere der Dinge. Keineswegs aber soll durch dieses Ergebniss auch darüber dem naiven Bewusstsein jede Ansicht abgesprochen werden, ob es ausser dem Empfindungsinhalte selbst noch Etwas, etwas Anderes, nämlich Dinge, Wesen, und zwar solche einer Aussenwelt gebe; keineswegs soll hierüber, über die allgemeine Unterscheidung zwischen Ding und Erscheinung, blosses Nichtwissen, blosser Mangel jedes Urtheils, das Thatsächliche am naiven Realismus sein. Wir sagen demnach abschliessend:

Es gibt allerdings wahrscheinlich einen frühesten Punkt der Bewusstseinsentwickelung in Thier und Kind, wo einfach nur eine praktische Reaction auf Empfindungszustände stattfindet, ohne Vorhandensein irgend welcher unbewusster oder halbbewusster Ansicht, was diese Zustände seien oder nicht seien; dies nennt jedoch Niemand naiven Realismus[1]). Aber schon

---

[1]) Sollte dies in E. v. Hartmann's Definition des naiven Realismus geschehen sein: „Ding an sich und Wahrnehmungsbild sind noch

gewisse praktische Reactionsweisen des Thiers machen den Eindruck, als setzten sie eine Unterscheidung des Dings von der Empfindung voraus. Dass diese Unterscheidung vorliegt, wird immer zweifelloser, je weiter wir die Bewusstseinsscala bis zur eigentlichen Reflexion verfolgen. Niemals werden die Empfindungen der von uns Zeitsinne genannten Sinne, d. h. aller ohne das Gesicht, selbst für Dinge, nicht einmal für dingliche Eigenschaften in wirklicher Gleichsetzung dieser mit dem Empfundenen gehalten. Auch die Sprache kann hier nur momentane Verwirrungen bereiten. Was als dingliche Eigenschaft dem Empfundenen, das sie uns offenbart, entspreche, wird hier überhaupt gar nicht beurtheilt. Dagegen wird allerdings dauernd die Farbe und Gestalt der taghellen Oberfläche für dingliche Eigenschaft in gewisser Gleichsetzung mit der Empfindung gehalten, und alles Körperliche, auch das ungesehene, als irgendwie gefärbt vorgestellt, aber doch mit fortwährend aufgeregter Ungewissheit, ob die Gleichheit des gesehenen Bildes mit dem „wirklichen Aussehen" eine völlige sei. Dies ist der ganze naive Realismus, soweit ihm nachgesagt wird, dass er sinnliche Empfindungen und Vorstellungen objectiv nehme.

Leipzig-Gohlis. R. Seydel.

---

in der Ununterschiedenheit oder Indifferenz" (Grundprobl. der Erkenntnisstheorie, 1889, S. 3), so ist diese Definition mindestens nicht sehr klar, und sie wäre im Widerspruch mit Hartmann's weiteren Ausführungen.